

Leseprobe aus:

Dmitrij Kapitelman
Russische Spezialitäten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2025 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Dmitrij Kapitelman

RUSSISCHE
SPEZIALITÄTEN

Roman
Hanser Berlin

Die Arbeit des Autors an diesem Buch wurde
vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-446-28247-6

© 2025 Dmitrij Kapitelman

© 2025 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke
des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

TEIL I

Der Wetterreporter von Atschinsk und meine Mutter-Sprache

Der russische Wetterreporter warnt das russische Fernsehvolk. Und somit auch meine russisch fernsehvölkische Mutter. Die seit Jahrzehnten vom sichersten aller Ostdeutschlands aus an der russischen Welt teilnimmt, Leipzig.

»Im sibirischen Atschinsk wüten für diese Jahreszeit ungewöhnlich heftige Schneestürme und Eisregen, bei bis zu minus 30 Grad. Einwohner sind aufgerufen, möglichst zu Hause zu bleiben.« Die Fernsehbilder zeigen indes Bewohner von Atschinsk, wie sie seelenruhig ihrer schneegepeitschten Frühlingswege gehen. Rentner schleppen ihre russischen Einkäufe in Richtung russischer Wohnblöcke aus der Sowjetzeit. Rechts russischer Schnee, der ihnen über den Kopf ragt, links russischer Schnee, der ihnen über den Kopf ragt. Ein geteiltes russisches Schneemeer, als hätte Moses kurz in Atschinsk Hand angelegt. Damit die Leute sich weiterhin gelobte Flusskrebskonserven und in Russland eingelegte Tomaten kaufen gehen können. Im heutigen Russland würde Moses (mit väterlich russischem Namen Moses Amramowitsch) sicher trotzdem nach russischem Recht verhaftet werden – wegen Spaltung.

Ein mit Dutzenden Schals verummter Junge schaukelt im Schneesturm. Milizionäre und Feuerwehrleute klopfen an Dächern hängende Eiszapfen auf Volksfeindlichkeit ab. Immerhin, die Straßenhunde von Atschinsk sieht man fiepend nach einem Unterschlupf suchen. Komisch, dass sie die Hunde mit reingeschnitten haben beim russischen Propagandasender.

Russische Realitäten, selbst die der russischen Köter, sind normalerweise nichts für die Russen da draußen.

»Na und?! In Atschinsk sind es auch schon mal minus 50 Grad!«, ruft meine Mutter, dem Wetterreporter irgendwie recht und doch eine kältekulturelle Korrektur gebend. In symbiotischer Dissonanz zur russischen Sendung. Stolz schwingt dabei in ihrer Stimme. Worauf eigentlich? Die mächtige russische Kälte? Die Fähigkeit der sibirischen Shopper und Schaukler, diese unerbittliche Kälte wegzurussen?

Durch das Küchenfenster fällt etwas sächsisches Sonnenlicht auf das graugelb gewordene Haar meiner Mutter. Sie raucht zu viel und altert zu viel. Das Zigarettensopfgerät musste sie aus Abnutzungsgründen ersetzen. Auf dem Esstisch sind wie immer Hunderte Dinge, die nichts mit Essen zu tun haben. Tabakeimer, Ladekabel, Tabletten, Katzenkämme, Briefe, ausgerissene Kalenderseiten. Und auch gebratene Auberginen, irgendwo unter alldem begraben, mit Walnusspaste nach georgischer Art. Die beherrscht meine Mutter inzwischen meisterhaft russisch. Seit unser eigener Russische-Spezialitäten-Laden, der Магазин, geschlossen wurde, ist sie Rentnerin. Und runder geworden, ohne die Kanten zu verlieren. Im Gegenteil. Sie wird Großmutter Kante um Kante ähnlicher.

Großmutter bestand wiederum täglich darauf, die deutschen Wetterberichte zu sehen. Je öfter am Tag, desto besser. Und blieb doch die meiste Zeit in der deutschen Wohnung. Denn da draußen verstand kaum jemand meine russisch sprechende Großmutter. Ihre Tochter schaut nun im unpogromigsten aller Ostdeutschlands jeden Tag etliche Wetterberichte für Russland. Ich gezwungenermaßen manchmal mit, wenn ich sie und Papa besuche. Und denke dabei öfter, dass sich die Atmosphäre eines Landes recht genau daran messen lässt, wie politisiert seine Wetterberichte sind. Auf den Übersichtskarten mit

allen großen russischen Städten tauchen neuerdings militärisch geraubte ukrainische Städte auf, als wären sie schon immer genau da verzeichnet gewesen: Russisch-Donetsk, drei Grad und Schneeregen beispielsweise.

In Russland selbst hat meine Mutter paradoxerweise kaum je Zeit verbracht. Geboren wurde sie in Sibirien, doch mit drei Jahren brachte Großmutter ihr Töchterchen ins wärmere Moldawien – die kleine Lara vertrug die russische Kälte nicht. Ihr russischer Vater war da schon über alle Berge und ließ die beiden zurück. In Moldawien wuchs meine Mutter zur Frau heran. Und diese Frau beschloss, einmal volljährig, in das große Kyjiw zu gehen. 1986 war sie ein zweites Mal in Russland, und auch das lediglich für einen Kurztrip nach Moskau. Dorthin trug sie mich mit in ihrem Bauch. Vielleicht, damit ich die sprachgewaltigste Stadt aller sprachgewaltigen russischen Städte schon einmal durch ihren Körper hindurch hören konnte. »Moskau, das ist eine Stadt, wie es sie nicht noch einmal gibt«, schwärmt sie noch heute. Entbunden und erzogen hat sie mich dann aber natürlich wieder zu Hause, in Kyjiw. In der Hauptstadt der Ukraine. Außer ihrer Sprache und ihrem sprechenden Fernseher verbindet meine Mutter also fast nichts mit dem russischen Staat.

Aber was heißt schon »außer« Sprache? Seit diesem Krieg weiß ich überhaupt nicht, was Sprache eigentlich ist. Was sie soll. Was sie will. Was sie kann. Ob sie gehört, wem sie gehört, wohin sie gehört. Wie sehr Sprache der Zeit hörig ist.

Mein Verhältnis zur Sprache meiner Mutter, meiner Muttersprache, war nicht immer so entmündigend politisch. Es gab Zeiten, da waren die Wörter zwischen uns treue Boten des Vertrauens. Nicht undurchsichtige Vertreter von Zusammengehörigkeit oder ewiger Trennung. Von Unschuld und Kriegsverbrechen, Leben und Tod letztlich.

Viele Wetterberichte ist es her, da standen meine noch junge, unabhängig ukrainische Mamochka und ich vor unserem sowjetischen Wohnblock in Kyjiw. Ein märchenhafter Winterabend Anfang der Neunzigerjahre, an dem fast alle ukrainischen Nachbarn unabhängig voneinander beschlossen hatten, spazieren zu gehen. Über den knackend kichernden Schnee. Kinder der unabhängigen Ukraine fuhren Schlitten auf der jüngeren Geschichte, schaukelten und sangen Lieder von Eisbären. Gleich neben dem Spielplatz verteilte Moses Flusskrebse am Stiel. Die störenden Schalen spaltete er natürlich für jeden und schenkte den unabhängigen ukrainischen Straßenhunden die Reste. Und als Milizionäre kamen, um die Papiere von Moses Amramowitsch zu kontrollieren, zeigte er ihnen seinen Heiligenschein. Also sind sie wieder davongestampft, jeder fröhlich mit einem Flusskrebs am Stiel. Gut, seien wir ehrlich, sie haben jeder zwei Krebse für sich einverlangt. Ja selbst die unabhängig ukrainischen Alkoholiker ringsherum schütteten die grünen Parfümfläschchen, die sie notgedrungen sofften, beseelt in den blütenweißen Schnee. Und marschierten, wenn auch schlängelnd, zum Kiosk, um sich entgiftenden Birkensaft zu bestellen. Bis auf Yashka, dem war herzlich egal, was er noch soff. Weil Yashka eh angefangen hatte, seine Organe zu verkaufen. Die nicht länger vom Weltkrieg, von stalinistischen Säuberungen, Gulagsystem, Aufbruch, Umbruch und Abbruch des sowjetischen Systems verbitterten Senioren saßen nun auf unabhängigen ukrainischen Bänkchen. Und erzählten ihren Mitmenschen Wintermärchen. Wobei sie nicht gern hörten, wenn man ihre Geschichten als Märchen bezeichnete. Nein, sie bestanden darauf, dass es Legenden seien. Denn jeder weiß doch, dass Legenden nichts anderes als eine glückliche Familie vieler Erzählungen sind. Und unabhängige ukrainische Erzählungen, die kommen von den unabhängig ukrainischen Leuten, die kann

man als nahezu gesichert annehmen. Was unabhängig ukrainische Erzählungen fast so zuverlässig macht wie Wetterberichte.

Viele schier elektrisierte Zuhörer lauschten also andächtig den Ältesten im Wohnblock. Deren von Weisheit honigweich gewordene Stimmen in Eintracht mit den Schneeflocken durch die Nacht schwangen. Manche alten Legendenwetterberichter erzählten auf Russisch, andere auf Ukrainisch: »Ja, *dorogije Ljudi* (russisch), ja, *dorohije Ljudini* (ukrainisch), es ist wahr. Wer es schafft, bis zu den Eiszapfen an den Dächern der höchsten Chruschtschowkas im Viertel zu klettern, und für jedes Mitglied einen der magischen Eiszapfen abbricht, dem wird die Familie ewig gesund bleiben!« Unter dem Jubel der Leute in unserem Wohnblock warfen die jungen, kräftigen ukrainischen Männer ihre Mützen in den Schnee, rannten los und kletterten an den höchsten sowjetischen Chruschtschowkas hoch. Damit nichts in der Welt ihren Familien je wieder Leid zufügen können würde. Die Feuerwehr stand anfeuernd bei und breitete für alle Fälle, um nicht zu sagen Stürze, Auffangnetze aus. Was haben wir gelacht, wenn einer der jungen unabhängig ukrainischen Männer fiel, gleich wieder aus den Sicherheitsnetzen hüpfte und sich zurück in den Hohe-Häuser-Kampf warf. Ich selbst war noch zu klein, um die Chruschtschowkas edelmütig zu erklimmen. Aber meine Mamochka zog mich ohnehin zur Seite, um mir eine viel zärtlichere Zauberei zuzuflüstern.

»Siehst du den Stern über uns, *Sinulja*?« (Söhnchen)

»Ja.«

»Streck deine Hände nach ihm aus.«

»*Tak*?« (So?)

»Da. Aber verbinde deine Daumen und mach deine Handflächen ganz auf. Wenn du Wärme von dem Stern spürst, ist es dein Stern. Wenn du aber Kälte fühlst, ist er nichts für dich. Vergiss ihn und geh weiter.«

Würde ich diese Worte meiner Mutter heute beherzigen, müsste ich sie vergessen und weitergehen. Denn von ihr geht die Kälte des Kriegs aus, die große, autoritäre Gewalt des Kremls, die von allen Seiten herandrängt. Sei es aus Russland über die Ukraine oder China, Ungarn, Italien, Frankreich vielleicht und erst recht aus dem wieder grandiziösen Amerika. Nicht zuletzt von deutschen Faschisten, die immer mehr Wahlen gewinnen. Ich fühle mich nicht bereit für all diese heranrauschende Gewalt. Das dumme Glück hat mich zu weich gemacht. Aber wenigstens konnte ich die Gewalt bisher der Außenwelt zuschreiben. Eine Grenze zwischen mir und ihr ziehen. Das geht nicht länger, wenn sie im Innersten der Familie gutgeheißen wird, von der eigenen Mutter. Das demoralisiert. Das demoralisiert gewaltig.

Dem Wetterreporter des russischen Staatsfernsehens mag sie wohlwollend widersprechen. Den russischen Nachrichten, die von einer gerechten Spezialoperation gegen das ukrainische Naziregime faseln, stimmt sie aber zu. Gibt allen außer Russland die Schuld. Der Nato, Amerika, der Ukraine und in gewisser Weise auch mir. Weshalb? Das will ich gar nicht mehr wissen. Ich bin mittlerweile völlig unwillig, meine Mutter zu verstehen. Selbst wenn es fast mehr wehtut, diese Hoffnung auf Verständnis zu begraben.

Wenn wir beide miteinander reden, fühlt es sich manchmal so an, als wäre uns nur noch die gemeinsame russische Sprache geblieben. Dabei waren wir noch nie weiter von einer gemeinsamen russischen Sprache entfernt. Und dennoch habe ich fast anderthalb Stunden an meinem russischen Sprachinhalator gehangen, bevor ich zu Besuch kam. Und gelesen. Nach etwa einem Jahr Invasion beschloss ich, trotz des russischen Terrors täglich genauso viele Seiten russischer Literatur zu lesen, wie

ich Lebensjahre zähle. Aktuell also 36 Seiten täglich. Um etwas, das ich gar nicht näher bestimmen kann, nicht an die Vergangenheit zu verlieren. Möglichst halblaut, damit ich meine Mutter-Sprache von mir selbst höre. Nicht von meiner Mutter. Ich trage eine Sprache wie ein Verbrechen in mir und liebe sie doch, bei aller Schuld. Neben aus der Ukraine geflohenen Menschen stehe ich stumm wie ein Baumstumpf. Zumindest bis ich einige von ihnen ebenfalls Russisch sprechen höre.

»Auf der Schnellstraße nach Irkutsk kommt es vermehrt zu Sperrungen«, mahnt der russische Wetterreporter währenddessen weiter vor den russischen Naturgewalten. Im Bild: lauter Autos und Busse, die sich gegen die Sperrungen sperren und weiter auf die R255 zwischen Nowosibirsk und Irkutsk drängen.

»Mama, fällt dir etwas am Wetterreporter auf?«

»Nein. Was denn?«

»Na ja, er steht im Schneesturm bei minus 30 Grad und warnt vor der lebensgefährlichen Kälte.«

»Ja? Und?«

»Aber trägt keine Mütze. Warum trägt er keine Mütze?«

Sie stutzt. Und schaut kurz anders auf ihr Fernsehrussland. Nicht kritisch, aber immerhin verwundert.

»Stimmt. Seine Stirn ist schon knallrot«, sagt meine Mutter, einem universellen Schmunzeln relativ nah.

Einen Moment lang schweigen wir friedlich. Und warm, dank des vor sibirischer Kälte warnenden russischen Wetterberichts.

Der Магазин – Russische Spezialitäten

Unser dritter Frühling in Deutschland, lila Fliederstaub schwebt zwischen ausgebleichenen Leipziger Plattenbauten. Wie Schmetterlinge um sozialistische Skelette. Oder aber deutsche Zehn-Mark-Scheine – je nachdem, was man vor den wiedervereinigten Augen hatte, eine gute Handvoll Jahre nach dem Mauerfall. Wobei die Wohnkomplexe ringsherum immer noch gnadenlos arbeiterstaatlich dastanden: kollektivbetoniert, sozialistisches Elfgeschoss an Elfgeschoss an Elfgeschoss. Sodass der wiedervereinigte Wind in den wenigen Quadratgassen manchmal ganz schön Wucht bekam. Dann flog alles noch viel schneller, regelrechte Fliederautobahnen in der Trabantenstadt.

Ich war elf und hielt die Geschichten über diese Fliederflüge zuerst bloß für ostdeutsche Ammenmärchen. Wobei ihre Erzähler nicht gern hörten, wenn man ihre ostdeutschen Geschichten als ostdeutsche Ammenmärchen bezeichnete. Nein, sie bestanden darauf, dass es ostdeutsche Legenden seien. Denn jeder weiß doch, dass ostdeutsche Legenden nichts anderes als ein eingeschworenes Kollektiv von Halbwahrheiten sind. Und ostdeutsche Halbwahrheiten bestäuben die Wirklichkeit bekanntlich ebenso real wie Fliederpollen. Wenn der Frühlingswind also halbwahr genug durch die Platten pfiiff, konnten sich die Pollen so wild zusammenballen, umherbefruchten und wiedervereinigen, dass ganz eigentümliche neue Wesen aus ihnen hervorgingen. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, in der wiedervereinigten Plovdiver Straße. Da stolzierten aus einem

dieser violett vibrierenden Befruchtungsbälle plötzlich zwei Herren in Anzügen hervor. Mit Aktenkoffern und Krawatten und goldenen Uhren und überhaupt allem Geldgeschäftlichen. Und aus diesen zwei Herren blüdeten wiederum weitere Dutzend solcher Herren. Diese Herrschaften ließen sich allerdings keine Sekunde lang anmerken, dass sie Auswürfe des wendigen Windes sein könnten. Und marschierten schnurstracks auf sämtliche Elfgeschosse zu. Um den Wiedervereinigten darin Aktien der Deutschen Telekom zu verkaufen. Wie die Unbeirrbarkeit höchstselbst in Lackschuhen traten sie auf. Durch sämtliche Haustüren und die mit Hakenkreuzen beschrifteten Fahrstühle hoch. Irgendwann öffneten auch Mama und Papa ihnen die Tür. Baten sie herein, durch unseren Korridor in Ziegelmustertapete von Möbel Höffner. Stellten die Musik von Wladimir Wissotzky leiser, der ihnen reibeisenstimmig von einer staubigen sowjetischen Stadt sang, in der die Menschen nicht länger wie Menschen aussehen. Bloß noch schwarze Gesichter, sodass man weder Freund noch Feind in ihnen erkennen kann. Auf unserem Wohnzimmertisch wurde Platz gemacht für die betörend lila hereinwehenden Unterlagen, Notizblöcke voller Diagramme und Taschenrechner. Mama und Papa boten den Fließerfinanciers zur Feier des Tages eine Schüssel *Yxa* an. Die wohl herzlich einfachste und russischste aller russischen Fischsuppen. Aber da rümpften die Herren nur ihre Goldnasen.

Wahrscheinlich roch unsere Familie 1997 an sich noch stark nach Ukraine. Papa und ich schworen weiter auf das ukrainische Mineralwasser aus Myrhorod, das all unseren wiedervereinigten deutschen Bekannten viel zu salzig schmeckte.